

**LOKALE ZIELE UND DAS WISSEN DER EXPERTEN:
ZWEI ENTWICKLUNGSPROJEKTE AUF DER ILE D'OUessant**

(Erschienen 2002 in *Sociologus* 52, 2, 165-189)

Gregor Dobler
Gregor.dobler@unibas.ch

LOKALE ZIELE UND DAS WISSEN DER EXPERTEN: ZWEI ENTWICKLUNGSPROJEKTE AUF DER ILE D'OUessant

1. Einleitung

Die Debatten um lokales Wissen werden, seitdem sie in den siebziger Jahren begonnen haben, fast ausschließlich anhand von Beispielen aus Ländern geführt, in denen heute Organisationen der Entwicklungszusammenarbeit tätig sind. Das hat sich auch nicht geändert, als der Schwerpunkt der Diskussion sich von der rein pragmatischen Frage nach effizienterer Gestaltung von Entwicklungsprojekten auf theoretische Probleme der Wissenskonstitution verlagert hat. Ich möchte diese Perspektive ergänzen, indem ich die Rolle von lokalem Wissen bei Projekten der Landesentwicklung in Westfrankreich schildere. Meine Beispiele stammen aus dem neunzehnten und zwanzigsten Jahrhundert und von der bretonischen Insel Ouessant, die zwanzig Seemeilen nordwestlich von Brest im Atlantik liegt.¹ Ich möchte, indem ich Entwicklungsprojekte in einem eher ungewohnten Kontext betrachte, Bezüge herstellen, die in der entwicklungssoziologischen Diskussion meist unbeachtet bleiben.

Wenn man historische Überblicksdarstellungen über die Geschichte der Entwicklungshilfe liest, gewinnt man oft den Eindruck, Entwicklungsprojekte seien eine amerikanische Erfindung der 1950er Jahre gewesen. Tatsächlich aber wurde in dieser Zeit nur damit begonnen, auf die Länder Afrikas, Asiens und Lateinamerikas anzuwenden, was in den europäischen Staaten seit der Zeit des Merkantilismus eine lange Tradition hatte. Die europäischen Staaten hatten schon im achtzehnten Jahrhundert verstärkt damit begonnen, ihre eigenen Landstriche zu „entwickeln“. Die Regierungen versuchten, der ökonomischen „Rückständigkeit“ weiter Gebiete mit Hilfe staatlich oder privat organisierter philanthropischer Anstrengungen zu begegnen, deren Form oft sehr deutlich an heutige Projekte erinnert. Es gab Gewerbeschulen und landwirtschaftliche Berater, Aufforstungsprogramme und Gartenbauprojekte, Landreformen und Kreditgenossenschaften. Selbst das Wort „Projekt“ zur Bezeichnung einer Fördermaßnahme für Landwirtschaft oder Industrie stammt aus dieser Zeit.² Auch die Beachtung lokalen Wissens für solche Projekte hat hier eine lange Tradition.

Wenn die Geschichte der Entwicklungshilfe dargestellt wird, geraten diese europäischen Wurzeln oft aus dem Blick. Die Übertragung der alten Praxis auf außereuropäische Länder erscheint dann als eigentlicher Ursprung der Entwicklungspraxis. Diese Abspaltung der modernen Entwicklungshilfe von ihren früheren Formen hat Konsequenzen: In der Wissenschaft führt sie dazu, daß die Entwicklungssoziologie einerseits, die europäische Wirtschafts- und Sozialgeschichte andererseits sich gegenseitig weitgehend ignorieren. In der Entwicklungspraxis

¹ Der Artikel geht auf einen Vortrag bei der Tagung der Sektion für Entwicklungssoziologie und Sozialanthropologie der DGS in Hohenheim 1999 zurück. Für kritische und aufmunternde Kommentare danke ich Mamadou Diawara, Elísio Macamo, Francesca Mazza und Ulf Vierke sowie den anonymen Gutachtern und der Redaktion des Sociologus.

² Hierzu vgl. etwa Thirsk 1988.

begünstigt sie die alte Tendenz, das Rad regelmäßig neu zu erfinden. Auf einer grundsätzlicheren Ebene ist sie nicht nur Ausdruck, sondern Teil der Ursache der Trennung der Welt in die Sphäre der Entwickelten und jene der zu Entwickelnden. Die europäischen Wurzeln des Entwicklungsgedankens zu untersuchen, könnte wichtige Teile der „native anthropology“ des Westens (Sahlins 1996) aufdecken und einen Beitrag dazu leisten, die „großen Trennungen“ (Latour 1995) zwischen *uns* und *ihnen* aufzuheben.

Ich werde diese Lücke mit meinem Aufsatz nicht schließen, will aber zumindest auf sie aufmerksam machen und Neugier darauf wecken, was man gewinnen könnte, wenn man versuchte, sie zu schließen. Als roter Faden des Artikels wird die Frage dienen, welche Rolle die Berücksichtigung oder Vernachlässigung lokalen Wissens für die einzelnen Projekte und für ihr Scheitern spielte. Im Hinblick auf dieses Thema werde ich zu zwei einfachen Thesen kommen: 1) Die Frage nach Lokalem Wissen stellt sich nur dort, wo Projekte von Experten nach ihren Bedürfnissen geplant werden, während dort, wo Projekte von der lokalen Bevölkerung ausgehen, die Verfügung über Expertenwissen den springenden Punkt bildet. 2) In den von mir beschriebenen Projekten haben lokales Wissen und Expertenwissen gut ineinander gegriffen. Wenn die Projekte dennoch scheiterten, so beruhte das vor allem auf der falschen Annahme der Experten, ihre eigenen Ziele seien auch die der lokalen Bevölkerung.

2. Lokales Wissen in zwei Entwicklungsprojekten auf Ouessant

« Nous sommes là pour pêcher le poisson destiné à l'approvisionnement de la ville. Nous ne voulons pas de grands bateaux que nous ne saurions pas manœuvrer ; nous ne pouvons nous servir que des engins que nous possédons. – Laissez-nous enlever tout le poisson, petit ou grand, qui est dans nos filets, diminuez les mailles de ces filets ; nous ne demandons pas autre chose. »

(Fischer aus Kerhors in der Nähe von Brest in einem Brief an das französische Marineministerium, das ihnen angeboten hatte, bei der Errichtung von Genossenschaften und dem Ankauf größerer Boote zu helfen, Mai 1861.)

« Cependant le progrès entoure ces hommes de toute part ; le chemin de fer de Brest passera à leur porte, dans deux ans ; ils ne voient rien et ils restent plongés dans une ignorance incroyable, d'où ils ne sortiront que s'il surgit parmi eux, un homme intelligent et ayant de l'initiative. »

(Kommentar des zuständigen Commissaire de l'Inscription Maritime im Begleitschreiben an sein Ministerium. Beide Zitate: AN, Marine CC/5/268.)

Für heutige Entwicklungsexperten dürfte das überraschendste an diesen beiden Zitaten sein, daß sie aus Europa und aus der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts stammen. Die beiden Perspektiven, die darin deutlich werden, sind jedem, der mit Entwicklungszusammenarbeit zu tun hat, bekannt: Auf der einen Seite Experten, die fortschrittliche und wohlmeinende Pläne für die Eingeborenen haben und es auf deren Ignoranz und Rückschrittlichkeit schieben, wenn sie auf die Pläne nicht mit Begeisterung reagieren, auf der anderen Seite die *Locals*, die ihren eigenen Händen und ihrem eigenen Können eher vertrauen als jenen Experten mit den großen Köpfen, die auch noch mit der Regierung unter einer Decke stecken.

Das Konzept „Lokales Wissen“ wurde in den siebziger Jahren des zwanzigsten Jahrhunderts als ein Mittel entdeckt, um die Diskrepanz zwischen den beiden Positionen zu mildern, lokale

Technologien in Projekte zu integrieren und gegenseitiges Vertrauen zu schaffen. Für die Krankheit so vieler Projekte, dass Experten und Zielgruppe aneinander vorbei plant und handelten, schien ein Heilmittel gefunden zu sein.

Um festzustellen, wie viel dieses Konzept in der Entwicklungspraxis verändert hat, bietet sich die Analyse konkreter Projekte an. Es ist allerdings schwierig, von der empirischen Fülle des Einzelfalles zu Verallgemeinerungen zu kommen, die Erkenntnisse über das Konzept Lokales Wissen selbst ermöglichen – auch weil die wenigsten konkreten Studien die Chance haben, ein Projekt zu begleiten, bis sich seine letzten Auswirkungen gezeigt haben. Ich will die Frage des Lokalen Wissens deshalb an Beispielen untersuchen, die einen Blick aus größerer Distanz erlauben und dennoch gut genug dokumentiert sind, um dem Blick Schärfe zu geben: im historischen Überblick über zwei gescheiterte Entwicklungsprojekte auf der französischen Ile d'Ouessant.³ Ich habe diese beiden Projekte aus vielen ähnlichen auf der Insel ausgewählt, die zwischen der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts und 1975 durchgeführt wurden.⁴

In der Beschreibung des lokalen Kontextes werde ich sehr kursorisch vorgehen; auch die Frage, ob Ouessant im Hinblick auf Entwicklungsprojekte als typisch für Frankreich gelten kann, möchte ich nicht beantworten. Es geht mir um Strukturen in Projekten, die ich dort für typisch halte, wo in ihnen zwei Sorten von Menschen aufeinander treffen, die verschiedene Ansichten davon haben, wie man leben und wirtschaften sollte, und die sich durch ein Machtgefälle im Hinblick auf die Kontrolle staatlicher und philanthropischer nichtstaatlicher Ressourcen unterscheiden.

Ouessant

Ouessant, die westlichste der bretonischen Inseln, liegt im Département Finistère, etwa 25 Kilometer vom Festland entfernt. Die Insel ist etwa 15 Quadratkilometer groß und hatte zu Beginn des 19. Jahrhunderts etwa 2200 Einwohner. Bis 1911 wuchs die Bevölkerung auf knapp 3000 Menschen an, um danach wieder zurückzugehen; heute leben noch ungefähr 950 Menschen ständig auf der Insel. Die wichtigste Aktivität der Männer war seit etwa 1830 die Arbeitsmigration auf See. Als Matrosen auf Kriegs- oder Handelsschiffen waren sie zumindest als junge Männer oft und lange von der Insel abwesend. Die Frauen sorgten mit fast ausschließlich subsistenzorientierter Landwirtschaft für die alltägliche Nahrung der zurückbleibenden Familien; auch nach ihrer Rückkehr auf die Insel arbeiteten nur wenige Männer auf dem Feld mit. Beinahe jeder Haushalt besaß - und besitzt - ein eigenes Haus und eigenes Land, das zur Ernährung

³ Dieser Artikel ist ein Nebenprodukt meiner Dissertation, die sich mit der Veränderung von Bedürfnissen auf Ouessant in den letzten beiden Jahrhunderten beschäftigt. Empirische Grundlage dafür waren 14 Monate teilnehmender Beobachtung auf der Insel und fünfmonatige Archivstudien in Paris, Brest, Quimper und Nantes. Das qualitative wie quantitative historische Quellenmaterial zu Ouessant ist außerordentlich reich. Für die vorliegende Studie waren die seit 1813 erhaltenen Protokolle des Gemeinderates, die Archive der lokalen Kirchengemeinde und die Ouessant betreffenden Dokumente der Serien S und U der Archives Départementales in Quimper besonders wichtig. Viele Informationen über die neueren Projekte verdanke ich älteren Insulanern, vor allem M. Louis Botquelen, der von 1950 bis 1990 Sekretär des Bürgermeisteramtes und an allen landwirtschaftlichen Projekten dieser Zeit beteiligt war.

⁴ Fast alle dieser Projekte sind gescheitert – allerdings lediglich im dem Sinn, dass die erklärten Ziele der Experten nicht erreicht wurden. Keines der Projekte blieb ohne Folgen, und kaum eines ohne positive Folgen im Sinne aller Beteiligten.

ausreichte, wenn es bebaut wurde. Fischerei (ausschließlich von Männern und männlichen Kindern betrieben) bildete zu manchen Zeiten ein wichtiges ergänzendes Einkommen, trat in der identitätsbildenden Kraft wie in der wirtschaftlichen Bedeutung jedoch immer hinter der Seefahrt zurück. Seit den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts wird fast nur noch für den Eigenbedarf gefischt.

Das Geldeinkommen aus der Seefahrt, ergänzt durch die Erträge des Fischfanges, reichte in der Regel aus, um die Landwirtschaft vom Zwang zur Kommerzialisierung freizuhalten. Sie unterlag keinem marktbedingten Konkurrenzdruck und konnte deshalb auf eine Art organisiert bleiben, die Beobachtern von außen bald als archaisch erschien. Die Felder waren sehr klein und verstreut. Ihre räumliche Organisation entsprach der Gemengelage, wie wir sie etwa aus Süddeutschland kennen; für die Bretagne ist das eher ungewöhnlich. Die sehr schmalen und langgestreckten Felder wurden bis zuletzt ohne Pflug mit Hacke und Spaten bearbeitet, das Korn oft noch in den fünfziger Jahren mit der Sichel geerntet.

Man baute vor allem Gerste und Kartoffeln an, daneben Hafer für die Pferde und verschiedene Gemüse- und Futterpflanzensorten. Ein normaler Haushalt hatte eine Kuh, ein Mastschwein und fünf bis zehn Schafe; etwa jeder zweite Haushalt besaß ein Pferd, das nur gebraucht wurde, um den Wagen zu ziehen. Die Tiere waren im Sommer auf privaten Flächen angebunden. Vom 29. September bis Anfang Februar weideten sie frei und ohne Hirten auf der Insel und suchten sich ihr Futter, wo sie es fanden. Niemand hatte das Recht, sie von seinen Feldern fernzuhalten; lediglich Gärten und Ginsterfelder waren ummauert.

Die Situation der Inselgesellschaft gleicht (mit einigen lokalen Akzenten) der vieler Gesellschaften, in denen heute Entwicklungsexperten arbeiten. Auch auf Ouessant erschien die lokale Art, Landwirtschaft zu betreiben, auswärtigen Experten wenig rationell. Es gab immer wieder Versuche, sie zu verbessern und Ouessant zu entwickeln.

Zwei davon möchte ich vorstellen; aus systematischen Gründen zunächst einen relativ rezenten von 1959, dann einen von 1861. Bevor ich dazu komme, ist es jedoch nötig, einige Anmerkungen zum Begriff des „lokalen Wissens“ zu machen, um klarzustellen, in welchem Sinne ich ihn verwenden werde.

Lokales Wissen und Expertenwissen

Der Begriff „lokales Wissen“ hat nicht nur auf der Hohenheimer Tagung der ESSA zu einiger Verwirrung geführt. Der Hauptgrund dafür ist seine zwiespältige Verwendung: Mit „lokalem Wissen“ wird manchmal der Inhalt, manchmal die Form von Wissen bezeichnet.

Die formale Definition geht davon aus, daß es eine spezielle Form des Wissens gebe, die man typischerweise in Gesellschaften fände, mit denen sich Entwicklungsplaner beschäftigen, und eine andere Form des Wissens, die jene Planer mitbrächten. Lokales Wissen sei, so heißt es, „historically constituted“ (Purcell 1998: 260), „mündlich überliefert“ (Ellen 1998: 238), „kontingent, nicht systematisch und universell“ (Sillitoe 1998: 229), „kulturell und ökologisch eingebunden“ (Röth 2000: 5), bestehe aus praktischen Fähigkeiten ebenso wie aus

Sachkenntnissen (Antweiler 1995: 28). Expertenwissen dagegen sei universal, allgemeingültig und kontextunabhängig.

Diese Unterscheidung hat Widerspruch von wissenssoziologischer Seite provoziert. Es gebe nur eine Form des Wissens: Wissen sei stets mit Handlungen verbunden, kontextabhängig und aktualisierungsbedürftig, gleich, ob es sich um Expertenwissen oder lokales Wissen handle (so Elísio Macamo auf der erwähnten Tagung; abgeschwächt auch Antweiler 1995 und Purcell 1998: 259). Die Unterscheidung zweier Wissensformen sei eine Fiktion der Experten, mit deren Hilfe sie den Geltungsanspruch ihres eigenen Wissens durchzusetzen versuchten. Das Wissen der Experten unterscheide sich vom lokalen Wissen lediglich inhaltlich, nicht strukturell; es bilde also lediglich ein anderes lokales Wissen.

Ich stimme dem grundsätzlich zu, aber ich glaube, daß dabei einige Differenzierungen nötig sind. Weder die Experten noch die Zielgruppen analysieren ihr Wissen in wissenssoziologischen Kategorien. Für die Experten *gibt* es Expertenwissen, das sich strukturell von bloßem Handlungswissen unterscheidet. Es entspricht jenem Bereich ihres lokalen Wissens, den sie als formalisiert, von seinem Träger ablösbar und unabhängig von ihm gültig ansehen. Es ist technisches, effizient in Form von Gebrauchsanweisungen oder Kochrezepten in erfolgreiches Handeln zu überführendes Wissen.

Ein solches Konzept eines formalisierten und abstrahierten Wissens muß es nicht in jeder Gesellschaft geben. Den meisten Experten jedoch scheint es selbstverständlich, daß diese Art des Wissens existiert. In den Gesellschaften, in die sie kommen, suchen sie nach Wissen, das jenes Wissen ergänzen kann, auf das sie stolz sind. Das ist der Ursprung der Debatte um lokales Wissen: formalisiertes Expertenwissen (das als gültig und einzigartig angesehen wurde) sollte ergänzt werden aufgrund von empirischen Erfahrungen, die in ihm noch nicht aufgegangen waren. Neue Experimente sollten nach den gleichen Regeln zu neuen Gebrauchsanweisungen führen. Tillmann hat das als „utilitaristisches Paradigma“ der Integration lokalen Wissens bezeichnet (Tillmann 1995: 83 ff.).

Das Ziel der Experten war es also, lokales Wissen in Expertenwissen zu überführen. Dafür mußten sie zunächst nach lokalem Wissen suchen und es dann in eine Form bringen, die mit dem Expertenwissen kompatibel war. Es sollte formalisierbar, allgemein anwendbar und möglichst aus Handlungszusammenhängen gelöst werden.

Dafür ist die Erforschung und Kodifizierung lokaler Rechtssysteme, die in Frankreich ebenso wichtig wurde wie in vielen Staaten des kolonialen und nachkolonialen Afrika, ein gutes Beispiel.⁵ 1851 erschien das großartige Werk „Usages et règlements locaux en vigueur dans le département du Finistère“, in dem Jacques Limon, ein Richter aus Quimper, die lokalen Rechtsgebräuche des Finistère akribisch aufzeichnete (Limon 1851). Für jeden Canton hatte Limon genau erfragt, wann einem Bauernknecht die Kündigung mitgeteilt werden müsse, ob das Halfter der Pferde regelmäßig Teil des Verkaufs sei, oder durch welche Zeichen man erkenne, ob eine Mauer auf der Grundstücksgrenze oder allein auf einer Seite stehe. Es ist zwar möglich, daß es all diese Regeln als Regeln gegeben hatte, bevor Limon sie den lokalen Flurschützen und Friedensrichtern

⁵ Einen guten Überblick zur Kodifizierung französischer Gewohnheitsrechte bietet Assier-Andrieu 1990.

entlockte, aber es ist durchaus nicht sicher. *Nachdem* sein Buch erschienen war, existierten sie jedenfalls. Schon 1870 finden sich in einer Kladde⁶ des Ouessantiner Friedensrichters unter der Überschrift „Usages Locaux“ lediglich wörtliche Auszüge aus Limons Werk. Als 1936 ein weiteres Mal lokale Rechtsgebräuche kodifiziert werden sollten, verwiesen die Berichterstatter darauf, daß es kaum noch lebendige lokale Gebräuche gebe, sondern daß jeder Richter sein Exemplar des Limon im Schrank stehen habe und zweifelhafte Fälle anhand des darin gesammelten lokalen Wissens entscheide (Anonym 1934: 7).

Ganz ähnliche Phänomene kann man bei der Erfassung lokaler Taxonomien, beim Erzählen lokaler Legenden und Märchen oder bei lokalen Geschichtstraditionen beobachten. Nicht in allen diesen Fällen entsteht lokales Wissen erst durch die Experten; aber in allen Fällen existiert es, nachdem sie dort waren. Auch wenn die Experten es als lokales Wissen ansehen, ist es nicht sicher, daß diejenigen, von denen es angeblich stammt, es wiedererkennen, nachdem es aus seinem Kontext gelöst und zu allgemeingültigen Handlungsanweisungen gemacht wurde. Trotzdem existiert es von nun an als Lokales Wissen (mit großen Initialen).

Das heißt: Lokales Wissen ist selbst eine Sache der Experten. Es gibt Gesellschaften, in denen es unabhängig von ihnen existiert; aber der Begriff Lokales Wissen ist als gleichzeitig inhaltliche wie formale Kategorie nur sinnvoll zu verwenden, wo er mit Expertenwissen in Beziehung steht, es ergänzt und mit ihm kompatibel ist. In diesem Aufsatz spreche ich von Lokalem Wissen nur dort, wo ich solches abstrahiertes Wissen meine, das von den Experten der lokalen Gesellschaft zugeordnet wird. Es ist in den meisten Fällen aus Handlungswissen entstanden und wird, wo es umgesetzt wird, wieder zu Handlungswissen; aber es existiert darüber hinaus für die Handelnden als abstrakter Korpus von gültigem Wissen, auf das man notfalls zurückgreifen kann. Es verhält sich gegenüber den Zwecken, zu denen man es einsetzt, angeblich neutral.

In all diesen Punkten ist das Lokale Wissen dem Expertenwissen analog, also jenem Bereich des Wissens der Experten, analog zu dem es identifiziert oder gebildet wurde. Es unterscheidet sich gerade nicht strukturell vom Expertenwissen. Beide aber unterscheiden sich strukturell von dem eingebetteten Handlungswissen, über das sowohl die Experten als auch die Angehörigen ihrer Zielgruppe verfügen. Die strukturelle Grenze verläuft nicht zwischen den Experten und der lokalen Bevölkerung, sondern zwischen verschiedenen Formen des Wissens bei beiden. Das eingebettete Handlungswissen kann nie über seinen spezifischen Entstehungskontext hinaus verwertet werden. Dazu muß es aus seinem Kontext gelöst werden und den Status wechseln: es muß von lokalem Wissen zu Lokalem Wissen werden.

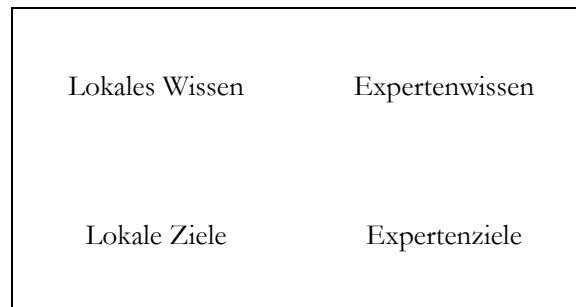
Diese Sicht auf Lokales Wissen läßt den Versuch problematisch erscheinen, westliches und endogenes Wissen einander gegenüberzustellen, wie etwa Paulin Hountondji das 1994 getan hat. Hountondji hat afrikanische Wissenschaftler aufgefordert, sich nicht auf die Anwendung westlicher Theorien auf Afrika zu beschränken, sondern eigenständige theoretische Modelle zu entwickeln. Als eine Quelle solcher Theorien sah er die Beschäftigung mit endogenen afrikanischen Wissenssystemen an. In einen Bezug auf einheimisches Wissen könne ein Heilmittel für die ständige Außenorientierung der afrikanischen Wissenschaft liegen.

⁶ Auf dem Dachboden des Ouessantiner Bürgermeisteramtes, ohne Signatur.

Die Tatsache, daß auch im kolonialen Mutterland Frankreich selbst Lokales Wissen durch Experten geschaffen wurde, macht deutlich, daß die Wurzeln dieses Problems (wenn man es als Problem anerkennt) weniger im politischen Kolonialismus liegen, sondern im Absolutheitsanspruch der Wissenschaft, die mit ihm einherging. Wenn man den Zusammenhang zwischen Lokalem Wissen und Expertenwissen ernst nimmt, wird auch die Schwierigkeit von Hountondjis Unterfangen deutlich. Für ein gleichberechtigtes Miteinander genügt es nicht, Wissensinhalte, die lokal vorhanden sind, in die Wissenschaft zu integrieren; damit würde die Außenorientierung nicht abgemildert, sondern zementiert. Ein Dialog müßte auf der Ebene der Wissensformen stattfinden. Gerade auf dieser Ebene ist die Wissenschaft durch ihren Anspruch auf Widerspruchsfreiheit und Allgemeingültigkeit gegen Versuche des Dialogs immunisiert.

Die Inhalte des jeweiligen Wissens werden in den meisten Projekten verhandelt. Genau wie die Experten Vorstellungen vom Lokalen Wissen haben, hat auch die lokale Bevölkerung Vorstellungen vom Expertenwissen. Beide sind sich bewußt, daß sich diese Wissensbestände ergänzen können, und beide haben Vorstellungen über die Grenzen des eigenen und des fremden Wissens. Die Vorstellungen vom formalisierten Wissen des anderen werden wichtig, wo Experten und lokale Bevölkerung zusammenarbeiten wollen. Sie sind also stets mit den jeweiligen Zielen der Handelnden verknüpft. Diese Ziele werden manchmal in den Begriff des lokalen Wissens mit einbezogen (etwa als „Entwicklungsziele“ bei Tillmann 1995: 78). Auch wenn beide Größen mit Sicherheit nicht unabhängig voneinander sind, halte ich es für sinnvoll, sie analytisch zu trennen. Ziele bestimmen den Sinn einer konkreten Handlung, sind immer kontextgebunden und beeinflussen, welches abstraktes Wissen man auf welche Weise auswählt, um es in sein eigenes Handlungswissen zu integrieren. Aus dem formalisierten Wissen sind Ziele explizit ausgeklammert (ob Dünger zum Pflanzenwachstum beiträgt, ist unabhängig davon, wofür man den Ertrag des Feldes verwenden will); vom Alltagswissen, das bestimmt, wann man die Gebrauchsanweisungen des formalisierten Wissens anwenden will und wann nicht, lassen sie sich nicht trennen. Der interkulturelle Dialog, den Tillmann (1995: 88ff.) fordert, um die utilitaristische Einbeziehung lokalen Wissens zu überwinden, ist dort relativ unproblematisch, wo es um die strukturell kompatiblen Bereiche des Lokalen Wissens und des Expertenwissens geht. Viel schwieriger ist ein Dialog über die Ziele der Experten und die der lokalen Bevölkerung.

Ich möchte auf den folgenden Seiten darstellen, wie zwei Entwicklungsprojekte auf der Ile d'Ouessant daran gescheitert sind, daß zwar die Experten Lokales Wissen in ihre Planungen mit einbezogen haben, daß aber weder die Experten noch die Angehörigen der Zielgruppe fähig waren, einen fruchtbaren Dialog über die Ziele des Projekts zu führen. Um diesen Gedanken zu verdeutlichen, verwende ich ein einfaches Schaubild, das Ziele und Wissensbestände der Experten wie der lokalen Bevölkerung umfaßt.



Das Bild ist für meine Zwecke vereinfacht. Weder die Experten noch die lokale Bevölkerung bilden homogene Gruppen, die klar voneinander zu trennen sind. Ich möchte das Bild lediglich auf den nächsten Seiten benutzen, um einige einfache Gedanken in eine ebenso einfache Form zu bringen.

Meine Darstellung der Projekte beruht auf schriftlichem historischen Quellenmaterial und – für das Projekt der 1950er Jahre – auf Berichten von Beteiligten. Beide Quellenarten erlauben es nicht, individuelle Motivationen differenziert zu analysieren. Auch die Interaktion zwischen den externen Experten und der lokalen Bevölkerung kann ich nur summarisch darstellen. Dadurch kann leicht der Eindruck entstehen, daß Experten und Zielgruppe sich als homogene Blöcke gegenüberstanden. Die Meinungen, Ziele und Handlungsstrategien der Beteiligten waren mit Sicherheit wesentlich differenzierter, als sich das anhand der Quellen nachvollziehen läßt. Wer in diesem Artikel eine empirisch genaue Beschreibung der Interaktion aller Beteiligten eines Projektes sucht, wird deshalb enttäuscht werden. Eine solche Beschreibung war weder mein Ziel, noch läßt sie sich anhand meines Quellenmaterials leisten. Ich möchte vielmehr auf eine Grundkonstellation aufmerksam machen, die sich in vielen heutigen Projekte wiederfindet und die auf der kaum zu verändernden Rollenverteilung zwischen Experten und Zielgruppe beruht. Nicht alle Handlungen werden von dieser Grundkonstellation bestimmt; es gibt eine Vielzahl von quer zu ihr verlaufenden Strömungen. Welcher Dorfbewohner im Einzelfall welche Strategie verfolgt und welche Handlungsentscheidungen trifft, hängt mindestens ebenso sehr von seiner wirtschaftlichen Stellung, seinen Freundschaften und Feindschaften im Dorf oder von seinen persönlichen Vorlieben und Ängsten ab wie von seiner Zuordnung zur „Zielgruppe“. All das läßt sich in empirischen Forschungen heute beschreiben und interpretieren; in dem historischen Quellenmaterial, das mir zur Verfügung steht, kommen solche Differenzierungen nur selten zum Vorschein.

Ein Versuch zur Reorganisation der Schafzucht 1959

Nun aber zu den empirischen Beispielen – zunächst zu einem Projekt von 1959. Es gehört zu einer Serie von Maßnahmen zur landwirtschaftlichen Entwicklung in den 1950er Jahren. Sie fallen in eine Phase der raschen Modernisierung der Insel. Nach dem Zweiten Weltkrieg war das Einkommen der Seeleute stark angestiegen, und das System der *Délégations Familiales* war auch auf die Matrosen der Handelsseefahrt ausgedehnt worden: ein Teil des Einkommens konnte direkt an die Familie der Seeleute ausgezahlt werden, ohne erst den Umweg über die Lohntüte der

Männer zu nehmen. Damit reichte das Geldeinkommen der meisten Familien zum ersten Mal aus, um auf den Subsistenzbeitrag der Landwirtschaft verzichten zu können. Viele, vor allem die jungen Frauen, entschieden sich nun, da die Entscheidung möglich geworden war, für ein modernes Leben. Sie legten die alte Tracht ab und kauften Kleider vom Festland; nach und nach renovierten sie die ihre Häuser und ersetzten die alten Einrichtungen durch Einbauküchen mit Resopalplatten und furnierte Wohnzimmertische. Ihren Alltagsbedarf kauften sie nun in Geschäften ein. Reisen aufs Festland wurden häufiger, und viele Frauen besuchten ihre Männer in den Häfen, in denen sie anlegten. Der größte Teil der Landwirtschaft wurde aufgegeben. Übrig blieben neben wenigen Getreidefeldern vor allem Kartoffelgärten und die Schafhaltung. Auch die Kühe wurden zunächst noch behalten, bis 1970 der letzte Stier der Insel starb und die milchlos gewordenen Kühe nur mehr das Gnadenbrot erhielten.

Dieser Prozeß hatte in der zweiten Hälfte der fünfziger Jahre schon lange begonnen, aber die völlige Aufgabe der Landwirtschaft stand noch nicht als sein Ergebnis fest. Man wußte lediglich, daß die Landwirtschaft stark zurückging; das rief bei Experten wie bei einigen Insulanern Besorgnis hervor. 1959 wurde diese Besorgnis noch dadurch gesteigert, daß es den Schafen der Insel nicht gut ging. Sie schienen kränklich und schwach und waren anfällig für Parasiten. Um die Gründe dafür zu erfahren und Gegenmittel zu finden, wandte sich der Bürgermeister an die Experten des landwirtschaftlichen Dienstes des Département.

Wir haben hier also ein lokales Problem und eine klar definierte Aufgabe für die Experten. Die lokale Bevölkerung kommt mit ihrem Wissen nicht aus; ihre Vertretung fragt Experten um Rat. Im vorliegenden Fall reagierten die Experten rasch. Im März 1959 kam ein Berater des veterinärmedizinischen Dienstes auf die Insel. Er befragte ausgiebig die Halter von kranken und gesunden Schafe und versuchte, sich ein Bild von den lokalen Methoden der Schafhaltung zu machen. Er war überrascht und begeistert von der Fruchtbarkeit und Widerstandsfähigkeit der Schafe, die das ganze Jahr über im Freien lebten und oft zwei oder drei Lämmer warfen. Dann stellte er fest, daß gerade *die* Schafe krank waren, die auf fetten Wiesen fraßen, jene aber gesund, die sich ihr Futter auf den mageren Küstenweiden suchten. Das war auch schon ihren Besitzern aufgefallen, aber erst der Experte fand in Laboruntersuchungen die Erklärung dafür: die Schafe litten an Parasiten, die sich in den fetten und verfilzten Wiesen besser halten konnten. Es wurde deutlich, daß der schlechte Gesundheitszustand der Tiere mit der Aufgabe der Landwirtschaft zusammenhing. Durch ihn waren fruchtbarere Böden zu Wiesen geworden, die dann auch noch zu selten gemäht oder abgeweidet wurden.

Die Aufgabe des Experten war damit erfüllt, die Ursache der Krankheit der Schafe gefunden. Gegenmaßnahmen konnten die Insulaner selbst finden, nachdem sie nun die Zusammenhänge kannten. Eine kleine, erfolgreiche Maßnahme, die mit geringem Aufwand ein gutes Ergebnis brachte.

Doch für den Experten fing seine eigentliche Arbeit jetzt erst an. Er sah noch ein gewaltiges Entwicklungspotential in der ouessantiner Schafhaltung. Die Zahl der Tiere könne verdreifacht werden und der Ertrag je Schaf um mindestens die Hälfte gesteigert, wenn man die Schafhaltung auf eine rationale Grundlage stelle. Zusammen mit Kollegen und in Absprache mit dem

Bürgermeister und dem Pfarrer erarbeitete der Berater ein Konzept, das rationelle Bodennutzung ebenso berücksichtigte wie Zuchtauswahl, sanitäre Maßnahmen und eine gut organisierte Vermarktung des Fleisches mit Hilfe einer geschützten Herkunftsbezeichnung. Um all das verwirklichen zu können, entwarf er die Satzung einer Genossenschaft, in deren Eigentum Schafe und Boden übergehen sollten. In einem weiteren Schritt konnte er sich danach auch die Reorganisation des Ackerbaus vorstellen.⁷

Man ahnt, wie diese Pläne endeten. Nach langen Diskussionen auf der Insel wurde im Dezember 1959 in einer turbulenten Sitzung über die Bildung der Genossenschaft abgestimmt; eine große Mehrheit der Anwesenden stimmte dagegen. Mit der Genossenschaft kippten auch all die anderen vorgeschlagenen Maßnahmen.

Das Muster ist durchaus typisch für Entwicklungsprojekte auf Ouessant. Zunächst wendet sich jemand mit einem Problem an Experten. Die finden einen Weg, wie man das Problem lösen kann; aber sie finden noch viel mehr. Sie fangen an zu forschen, führen eine Umfrage durch, formulieren Problemstellungen, fragen lokales Wissen ab... Dann machen sie einen Vorschlag, wie man alles ändern könne. Die Insel würde ihre Schönheit behalten und weiterhin bebaut werden, und es gäbe Arbeitsplätze auf der Insel für die, die nicht zur See fahren wollen. Ihr Vorschlag ist durchaus vernünftig, sinnvoll und durchführbar. Aber er geht vollkommen an dem vorbei, was die Menschen vor Ort eigentlich wollten.

Die Ouessantiner schenken der Schafzucht wesentlich weniger Aufmerksamkeit als die Planer, und ihre Argumente waren in wesentlich geringerem Grad ökonomisch rational. Der Pfarrer hat diese lokalen Argumente aufgezeichnet (Guéguen 1959: Beilageblatt):

- Die Seeleute wollten keine Bauern aus ihren Söhnen machen; ein zusätzliches Einkommen hätten sie nicht nötig.
- Die Kooperative schränke die eigene Freiheit ein. Das sei ja eine Kolchose.
- Man habe nicht mehr die Wolle und die Keule seiner eigenen Schafe, sondern die von irgendwelchen anderen.
- Die Frauen würden einer sinnvollen Beschäftigung beraubt, indem sie die Schafe nicht mehr zur Weide führen und ihnen zu fressen geben können.

Man merkt: die Argumente der Ouessantiner berühren sich gar nicht mit denen der Experten. Beide reden aneinander vorbei. Die Ziele der Mehrheit der Insulaner lassen sich nicht an den Zielen der Experten messen. Für sie ist wichtig, daß ihre Tiere gesund sind und daß sie dennoch weiter ihren Alltag so leben können, wie sie es wollen. Die Schafhaltung soll nicht zur Schafzucht werden, also nicht zu einer Beschäftigung, die man vor allem aus wirtschaftlichem Blickwinkel

⁷ Michel Callon hat anhand eines Programms zur Aufzucht von Jakobsmuscheln in der Bucht von St. Brieuc beschrieben, wie Wissenschaftler ein Problem so definieren, daß sie selbst für alle Beteiligten zum notwendigen Bestandteil der Lösung werden. Er hat das „the construction of obligatory passage points“ genannt. (Callon 1986) Auch das Ouessantiner Beispiel läßt sich so interpretieren: die Insulaner wollen die Mittel zur Problemlösung in der Hand behalten, die Experten wollen den Insulanern diese Mittel zur Verfügung stellen. Allerdings halte ich diesen Prozess für weitgehend unbewußt, nicht für die Folge bewußter strategischer Planung.

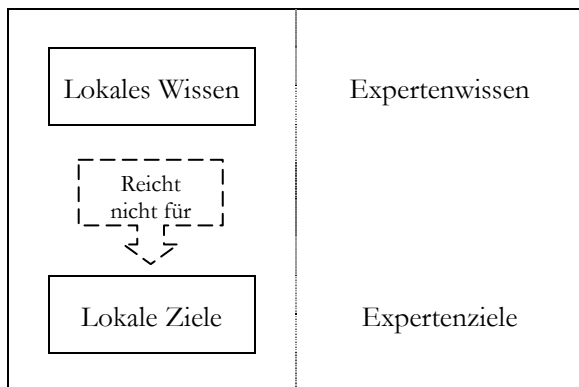
sieht. Dafür war die Seefahrt zuständig, und der Gedanke, zu Bauern zu werden, verletzte den Stolz der Ouessantiner Männer.

Vielleicht war das kein grundsätzliches Problem der Zusammenarbeit von Experten und lokaler Bevölkerung, sondern lag nur an dem spezifischen Umstand, daß der Experte ein Dorf entwickeln wollte, das schon außergewöhnlich reich war. Die Löhne in der Seefahrt waren höher als an Land, die Ansprüche auf der Insel niedriger als in der Stadt, und die Ouessantiner waren mit ihren Lebensumständen zufrieden. Vielleicht hätten sie den zusätzlichen Gewinn trotzdem gerne mitgenommen, aber dafür ihre Lebensweise umzustellen, kam nicht in Frage.

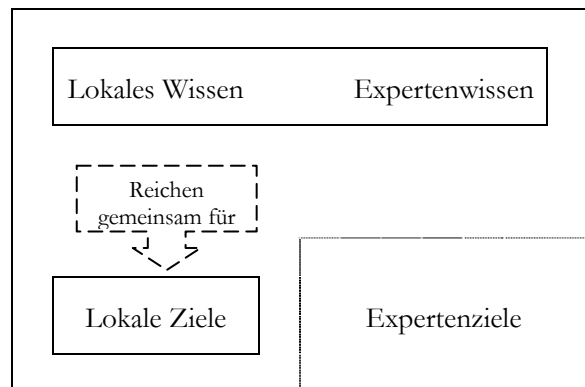
Trotzdem glaube ich, daß die Grundkonstellation in diesem ersten Beispiel für viele Entwicklungsprojekte typisch ist. Wir werden sie auch im folgenden Beispiel wiederfinden, und ich möchte sie mit Hilfe des vorher vorgestellten Schaubildes verdeutlichen.

Aus der Sicht der lokalen Bevölkerung sah das Problem so aus: Ihr fehlte Wissen, um ihre Ziele erreichen zu können. Eine Lösung erhoffte sie sich von der Einbindung von Expertenwissen. Die Ziele der Experten waren für sie unerheblich.

1a. Das Problem aus lokaler Sicht

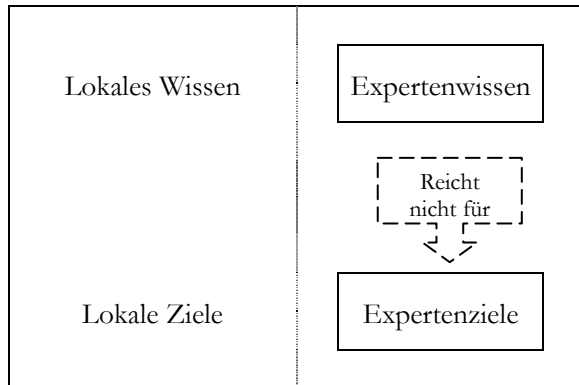


1b. Die Lösung aus lokaler Sicht

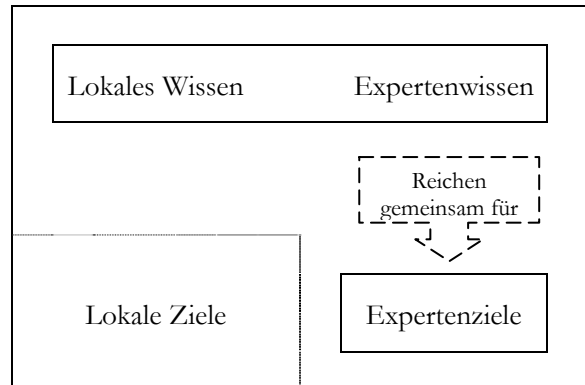


Für die Experten stellte sich das Problem anders dar. Auch sie sahen, daß das lokale Wissen nicht ausreicht, um die ouessantiner Landwirtschaft sinnvoll zu organisieren, und daß nur lokales Wissen und Expertenwissen gemeinsam dieses Problem zu lösen vermögen. Dabei gingen sie aber davon aus, daß beide Parteien das Problem auf die gleiche Art definierten; lokale Ziele berücksichtigen sie deswegen nicht.

2a. Das Problem aus Expertensicht



2b. Die Lösung aus Expertensicht



Ein Modernisierungsprogramm aus dem Jahr 1861

Das zweite Beispiel, das ich vorstellen möchte, stammt aus einer Zeit, in der die Landwirtschaft noch eine größere Rolle spielte und die Einkommenstransfers von außen geringer waren. Die Jahre nach 1850 waren eine Phase des Aufschwungs für Ouessant. Mit den Revolutionskriegen und der Kontinentalsperre war die französische Handelsschifffahrt Anfang des neunzehnten Jahrhunderts in eine längere Krise geraten, die mit einer allgemeinen Verschlechterung der Lebensbedingungen in Frankreich einherging. Erst nach 1830 verbesserte sich die allgemeine wirtschaftliche Lage wieder langsam.

Auf Ouessant führte dieser Aufschwung dazu, daß wieder mehr Männer in der Seefahrt arbeiten konnten und die Landwirtschaft wieder (wie zur Zeit der Seekriege des achtzehnten Jahrhunderts) zu einer reinen Frauensache wurde. Die Männer brachten zwar vergleichsweise wenig Geld auf die Insel, aber auch der Bedarf an monetärem Einkommen war noch gering. Der tägliche Bedarf wurde von den Erzeugnissen der Landwirtschaft gedeckt. Die Situation wurde noch dadurch verbessert, daß gegen Mitte des Jahrhunderts eine neue Einkommensquelle entstand: der Fang von Hummern und Langusten, zunächst für die Londoner Märkte, nach Eröffnung der Brester Eisenbahn 1863 auch verstärkt für die bürgerlichen Tafeln in Paris. Zusammen mit staatlichen Transfers (etwa Witwenrenten und Löhnen aus öffentlichen Bauprojekten) reichte das Geldeinkommen der allermeisten Familien aus, um auf den Verkauf landwirtschaftlicher Güter verzichten zu können. Der tägliche familiäre Eigenbedarf konnte in normalen Jahren gut aus der Produktion der Frauen gedeckt werden.

Der Aufschwung ließ Wünsche in den Vordergrund treten, deren Erfüllung lange Zeit hatte aufgeschoben werden müssen. Die Kirche der Insel war viel zu klein und nur noch eine Ruine; die Knabenschule, die seit 1831 bestand, sollte durch eine Mädchenschule ergänzt werden. Ein Hafenprojekt, mit dem große Hoffnungen verknüpft waren, wurde endlich vom Département geplant; schließlich begann die Marineverwaltung auch noch, den hellsten Leuchtturm der Welt auf der Insel zu errichten. All das schuf Kontakte zu den Behörden des Festlandes; es ließ Geld auf die Insel strömen und bei den Honoratioren der Insel das Gefühl entstehen, beachtet zu

werden und realistische Träume für die Zukunft entwickeln zu können. Als dann auch noch eine leibhaftige Prinzessin die Insel besuchte, konkretisierten sich die Träume.

Prinzessin Bacciochi de' Medici war eine Nichte Napoleons III. Sie war bei Hofe in Ungnade gefallen und hatte ihr Exil in der Bretagne gewählt. Dort fiel sie durch ihren „exzentrischen“ Lebenswandel ebenso auf wie durch ihr lebhaftes Interesse an der Landesentwicklung. Sie rauchte, wie zeitgenössische Zeitungsartikel berichteten, dicke Zigarren, ritt in Männerkleidung über ihre Güter und „fluchte wie ein Stallknecht“.⁸ Ihre Güter verwandelte sie in einen großen Musterhof, auf dem ihre Arbeiter neue landwirtschaftliche Techniken ausprobieren und neuzeitliche Betriebsführung vorleben mußten.

Am 4. September 1861 besuchte die Prinzessin in Begleitung des Präfekten, des Sous-Präfekten und vieler anderer Verwaltungsbeamter und Politiker Ouessant. Der Gemeinderat ergriff die Gelegenheit und entwickelte ein großangelegtes Modernisierungsprogramm, das heute äußerst spannend zu lesen ist. Ich kann nur auf wenige Aspekte dieses Programms eingehen, aber man müßte den Text nur unwesentlich ändern, um ihn als lokale Agenda 21 eines afrikanischen Dorfes auszugeben. Der Gemeinderat formulierte in diesem Plan auf lokaler Ebene Handlungsziele und entwarf Projekte, um diese Ziele zu erreichen. Er vertraute zunächst den eigenen Kräften. Wo sie nicht ausreichten, bat er übergeordnete Stellen um finanzielle Unterstützung. Dort, wo vor Ort das nötige Wissen fehlte, suchte er gezielt den Beistand von Entwicklungsexperten.

Das Programm beginnt mit dem trotzigem (und historisch gesehen einigermaßen inkorrekten) Dank dafür, endlich die gebührende Beachtung zu finden: «Toujours dévouée et cependant toujours oubliée, l'île d'Ouessant n'avait jamais reçu aucune aide dans ses besoins. Mais depuis un an une ère nouvelle s'est ouverte pour elle.» Durch die Aufmerksamkeit des Kaisers sei es gelungen, die Fundamente der Kirche zu legen, die Mädchenschule zu gründen und Ordensschwwestern auf die Insel zu holen, um für Arme und Kranke zu sorgen.

Der Gemeinderat fährt fort mit dem Bezug auf lokale Traditionen, die man erhalten wolle, obwohl man keine der guten Seiten des Fortschritts ablehne: «Avant toute chose, l'île qui ne repousse aucun progrès, veut garder aussi, tout ce qui le passé lui a légué de bon: l'amour de la profession de marin pour les hommes, le goût et l'habitude des travaux des champs pour les femmes, le costume local que les mères ont légué à leurs filles depuis des siècles et qui n'a jamais été changé, ses mœurs, toutes les traditions de ses pères enfin, qui ont fait sa force et son honneur. Ces coutumes sauvegardés, le conseil recherche tous les bons progrès. Il exprime d'abord le désir que tous les enfants apprennent à parler parfaitement le français et soient formés avec soin à cela par les maîtres et les maîtresses des écoles.»

Ich zitiere so ausführlich, weil in dem Programm viele Entwicklungen exemplarisch in wenigen Sätzen anklingen: Die wachsende Einfluß staatlicher Stellen, der mit dem Bewußtsein möglicher Hilfe auch ein Gefühl der Vernachlässigung, der Peripherisierung, erzeugt; die Verlagerung der

⁸ Ausschnitte ohne Quellenangabe in ADF 97 J 1484.

Armenfürsorge von der Zuständigkeit der Einzelnen hin zu speziellen Institutionen;⁹ die Konstruktion „ewiger“ lokaler Folklore in Zeiten, da die face-to-face-Gesellschaft stärker in überregionale Einheiten eingebunden wird; die Verbindung von Geschlechterrollen mit „Tradition“ in der Situation solchen Wandels; und schließlich die Hinwendung zur modernen Staatssprache Französisch – ein Zeichen dafür, daß die Zukunft der Kinder nicht mehr allein in der bretonischsprachigen Gesellschaft der Insel, sondern in der Orientierung nach außen gesucht wird.¹⁰

Die Bildung der Kinder ist denn auch der erste Punkt des neuen Programms für die Zukunft. Die Schule soll mit Mitteln ausgebaut werden, die man aus höheren örtlichen Alkoholsteuern gewinnen will. Als zweites großes Projekt ist ein Krankenhaus geplant, für das bereits ein Gelände zur Verfügung steht.

Die zentrale Stelle im ouessantiner Modernisierungsprogramm nimmt aber die Landwirtschaft ein. Die Maßnahmen, die der Gemeinderat vorschlägt, zeigen, wie sehr manch modernes Projekt einem alten Plan des Landesausbaus folgt: als Erosionsschutz sollen entlang der Küste Bäume gepflanzt werden; durch Regulierung der Bewässerung (hier Drainierung und Trockenlegung von Sümpfen) soll die Anbaufläche vergrößert und verbessert werden. Als Mittel zur Absatzsteigerung und Förderung des Handels, der vom Gemeinderat als wichtiger Motor der Entwicklung gesehen wird, bittet er um die Genehmigung eines Marktes auf der Insel. Vor allem aber (und auf diesen Bereich werde ich mich konzentrieren) sollen die Anbaumethoden modernisiert werden. Ich zitiere: « La culture des terres dans l'île appelle une transformation radicale. L'orge, les pommes de terre, un peu d'avoine, quelques sillons de petits pois et de fèves, telles sont à peu près les seules plantes cultivées. L'orge qui est la grande culture du pays, revient sur les terres avec une fréquence qui serait ruineuse, si l'île ne possédait pas une fertilité qui promet toutes les richesses qu'on voudra lui demander ce jour ou on le soumettra à une culture raisonnée, à l'assolement alterné, qui produirait de telles merveilles sur la terre d'Ouessant, s'il y était appliqué, que cette île deviendrait assurément, en peu d'années, le rivale des îles anglaises de la Manche pour la beauté et la richesse des cultures.

Le Conseil Municipal, pénétré de cette pensée, prie Monsieur le Sous-Préfet de faire étudier l'assolement qui peut convenir le mieux à Ouessant et de faire rédiger et imprimer à cet effet une instruction en français et en breton qui sera remise à chaque chef de famille de l'île. Pour compléter la mesure, le conseil exprime le désir que l'administration municipale emploie ensuite ses efforts et tous les moyens de persuasion, pour appliquer à l'île, dans un temps prochain, cette grande et féconde amélioration. »

Der Gemeinderat bittet, genau, wie wir das aus dem ersten Beispiel kennen, auswärtige Experten darum, ihr Wissen vor Ort zur Verfügung zu stellen. Die Reihenfolge ist vorbildlich: die lokale

⁹ Diese Formalisierung ist in mehrfacher Hinsicht Voraussetzung für Entwicklungszusammenarbeit: sie schafft einen Bezugsrahmen, in dem Projekte interpretiert werden können, und sie verhindert allzu krasse Diskrepanzen in den jeweiligen Situationsdefinitionen.

¹⁰ Diese Außenorientierung hatte auf Ouessant erstaunlicherweise bis zum Ersten Weltkrieg keine Abwanderung zur Folge: aus den Geburtsjahrgängen 1800-1805 wie 1859-63 starben jeweils mehr als 90 % der auf Ouessant Geborenen auch auf der Insel (oder auf See mit Wohnsitz auf der Insel). Die Migration blieb fast immer auf die Jahre der Seefahrt beschränkt.

Gemeinschaft definiert Ziele und stellt einen Plan auf, in dessen Rahmen Experten und Verwaltungsbeamte unterstützend tätig werden können. Doch einige Details machen stutzig. Da ist der elegante Satz, daß der ununterbrochene Gerstenanbau die Böden ruiniere müßte, *wenn diese nicht so außergewöhnlich fruchtbar wären*. Der Satz ist kein Ausdruck eines lokalen Problems. Offenbar klappt der Gerstenanbau bisher problemlos – von tödlichen Hungerkrisen auf der Insel ist nichts bekannt, und selbst in schlechten Jahren reicht die angebaute Gerste meist aus, um die Bevölkerung zu ernähren. Der Weg des Denkens ist umgekehrt. Es setzt nicht vor Ort an, sondern beim Expertenwissen: bei allgemeinen Gesetzen über die Bodennutzung und die Abnahme der Fruchtbarkeit. In dieses allgemeine Wissen wird auch der Spezialfall der Insel eingeordnet. Die lokale Besonderheit des Bodens wird zu einem Nebensatz, dessen Geltung nur durch die unsichere Empirie, nicht aber durch die ehernen Gesetze der Wissenschaft gesichert ist. Auch das Ziel, das dann angesprochen wird, scheint nicht direkt aus der lokalen Gemeinschaft zu kommen: die englischen Kanalinseln zu übertrumpfen. Vielleicht sollte damit nur der Wirtschaftspatriotismus der versammelten Obrigkeit angesprochen werden; vielleicht zeigt sich aber schon hier eine Distanz zwischen den lokalen Antragstellern und der lokalen Bevölkerung. Diese Distanz wird in den Schlußsätzen sehr deutlich: die Verwaltung soll alles tun, um die Maßnahme bei der lokalen Bevölkerung zu implementieren.

Schon aus dem Programm selbst spricht also eine Distanz zwischen den Antragstellern und der Zielgruppe – und das, obwohl der Antrag von der demokratisch legitimierten Vertretung der lokalen Bevölkerung ausging, und externes Expertenwissen nur zur Unterstützung angefordert wurde.

Bei der Umsetzung der Maßnahmen hat der Gemeinderat diese Distanz berücksichtigt und sie durch Bewußtseinsbildung vor Ort zu überwinden versucht. So wurde noch 1861 ein *Comice Agricole* auf der Insel gegründet, ein Komitee zur Verbesserung der Landwirtschaft. Es unterhielt Unterstützung vom Arrondissement und vom Landwirtschaftsministerium und veranstaltete landwirtschaftliche Wettbewerbe. Jedes Jahr wurden die schönsten Kühe und Schweine ausgewählt und die besten Methoden, Butter herzustellen oder Futterpflanzen anzubauen, mit einer Prämie belohnt. Mit diesen Wettbewerben sollte ein Bewußtsein für die Möglichkeit von Veränderungen geschärft werden; es sollte aber auch lokales Wissen (in dem ersten vorhin erwähnten Sinne: als nichtformalisiertes Handlungswissen) umgewandelt werden in formalisiertes Lokales Wissen, das anderen als Rezept zugänglich gemacht werden konnte.

Auch der technische Fortschritt wurde nicht vergessen: die Regierung bewilligte einen Zuschuß zum Kauf der ersten Dreschmaschine auf Ouessant. Dieses vielseitige Maßnahmenpaket zur landwirtschaftlichen Entwicklung war, wie wir gesehen haben, auch noch eingebunden in Programme zur Infrastrukturverbesserung, zur Bildungsförderung und (im *Comice Agricole*) zur Förderung zivilgesellschaftlicher Strukturen.

Dennoch führte das Projekt zu keiner nachhaltigen Veränderung der Ouessantiner Landwirtschaft. Die Anbaufläche stieg tatsächlich kurzfristig an, war aber schon 1874 (trotz steigender Bevölkerung) wieder fast auf das alte Maß gesunken. Das *Comice Agricole* verlor rasch die Hälfte seiner vierzig Mitglieder und war 1882 wieder eingeschlafen. Die

Anbaumethoden auf Ouessant veränderten sich kaum; nur sehr langsam und zögerlich ersetzte Futterpflanzenanbau die Weidewirtschaft, und von einer neu geregelten Fruchtfolge war bis zum Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts kaum etwas zu spüren. Die Dreschmaschine wurde nur von wenigen Bäuerinnen genutzt und wird schon 1870 nicht mehr in der Statistik erwähnt. Eine Nachfolgerin erhielt sie erst 1936 (ADF 42 U 25).

Was waren die Gründe für dieses Scheitern? Es lag diesmal nicht an einer Überforderung durch externe Experten, die auf die Ziele der lokalen Bevölkerung keine Rücksicht nahmen. Aber schon das Modernisierungsprogramm weckt den Verdacht, daß die Ziele der Betroffenen nicht mit den Zielen ihrer gewählten Vertreter übereinstimmen.

Der Verdacht erhärtet sich, wenn wir uns die lokale Einbindung der Maßnahme etwas genauer ansehen. Das örtliche landwirtschaftliche Komitee bestand zu einem großen Teil aus Mitgliedern des Gemeinderates. Erster Vorsitzender war der Bürgermeister, zweiter Vorsitzender sein Stellvertreter; der Arzt der Insel wurde zum Schriftführer ernannt und übernahm später, als er in Rente gegangen und selber Bürgermeister geworden war, den Vorsitz. Von einigen dieser verdienstvollen Leute haben schriftliche Äußerungen zur Landwirtschaft in den Archiven überlebt. Sie orientieren sich darin an einem Bild von den Zielen der Landwirtschaft, das recht genau Theorien der Nationalökonomie und der Agrarwissenschaften entspricht. Für sie war die Landwirtschaft die beste, die aufgrund wirtschaftlich rationaler Planung und Organisation am effizientesten den höchsten Ertrag produzierte. Eine Erhöhung des Ertrages bei gleichbleibendem Aufwand stellte für sie einen erstrebenswerten Fortschritt dar, und sie verstanden nicht, daß die Bäuerinnen diesen Fortschritt nicht stärker suchten.

Leider gibt es aus dieser Zeit keine direkten Quellen darüber, was die Bäuerinnen über die Maßnahmen dachten. Offensichtlich hatten sie andere Erwartungen an die Landwirtschaft als die Ertragsmaximierung durch rationale Planung. Wichtig ist in diesem Zusammenhang, daß nur ein sehr geringer Teil des Ertrages verkauft wurde. Anfang des neunzehnten Jahrhunderts war der Anteil der Marktproduktion höher gewesen, aber mit zunehmendem Einkommen der Männer war er zurückgegangen und um 1860 schon beinahe verschwunden. Die Familien produzierten nur für die eigene Subsistenz und litten dabei keine Not.

Warum aber wollten die Frauen ihren Wohlstand nicht mehren, indem sie die landwirtschaftliche Produktion steigerten und den Ertrag verkauften? Es kann viele Ursachen dafür geben; zwei möchte ich erwähnen. Zunächst: Geld zu verdienen, war Aufgabe der Männer. Sie arbeiteten gegen Lohn in der Seefahrt oder fischten für den Verkauf. Die Teilnahme am Markt war ihre Sache. Damit hängt auch eine Einteilung der Welt in zwei Sphären zusammen: die Außenwelt war die Sphäre des Marktes und des Geldes, die Insel die Sphäre nichtmarktgebundener Austauschformen. Die notwendige Markteinbindung der Insel wurde nach außen verlagert und damit den Männern zugeteilt. Sie waren für die Sphäre des Meeres und der Häfen der Welt zuständig, die gleichzeitig die Sphäre des Verdienstes (durchaus im doppelten Wortsinn) ist; den Frauen war die Sphäre der Insel, der landwirtschaftlichen Subsistenzproduktion und des Konsums zugewiesen. Am Beginn des Modernisierungsprogramms ist deutlich geworden, daß die

verstärkte Öffnung Ouessant nach außen diese Sphären zunächst eher deutlicher markiert hat als ihre Grenzen zu verwischen.

Mit der Landwirtschaft Geld zu verdienen, hätte bedeutet, beide Sphären zu vermischen. Die Ouessantiner Männer, die sich für eine Veränderung der Landwirtschaft einsetzten, die also beide Bereiche vermischten, waren oft Honoratioren (Arzt und Bürgermeister etwa) und kamen vom Festland. Sie gehörten von vorne herein nicht eindeutig einer der beiden Sphären an. Zur Rolle der Frauen aber gehörte die Teilhabe am Markt allenfalls als Konsumentin, nicht aber als Produzentin.

Der zweite Grund, der einer Veränderung der Landwirtschaft entgegenstand, war die Haltung der Frauen zu ihrer Arbeit. Sie führten keine Betriebsrechnungen über die Arbeit durch, sondern versuchten, die nötige Arbeit möglichst angenehm und annehmbar zu gestalten. Sie wollten so arbeiten, daß sie es gerne taten. Die Kriterien, die sie an die Arbeit anlegten, waren andere als die der Experten. Ein Kriterium war die gemeinsame Arbeit mit anderen und damit die Einbettung der Arbeit in andere als ökonomische Zusammenhänge; ein weiteres Kriterium waren alte Arbeitsgewohnheiten des Kopfes und des Körpers. Die Arbeit sollte genug produzieren, aber dabei möglichst wenig lästig werden. Das läßt sich nicht am Kalorienverbrauch oder an der nötigen Arbeitszeit je Ertragseinheit festmachen. Diese Arbeitsgewohnheiten hätten wohl kein unüberwindliches Hindernis für eine Veränderung geboten. Wenn aber der Anreiz für eine Veränderung gering ist, machtvolle gesellschaftliche Zuschreibungen einer Veränderung entgegenstehen, und persönliche Vorlieben für eine Beibehaltung der alten Arbeitsweise sprechen, welche Gründe für eine Veränderung bleiben dann übrig?

Das heißt: auch dieses Projekt zur Reform der ouessantiner Landwirtschaft scheiterte daran, daß es nicht den Zielen der lokalen Bevölkerung entsprach. An Stelle der Ziele auswärtiger Experten traten die Ziele einheimischer Experten. Sie sahen besser als die auswärtigen die Schwierigkeiten, die sich ihren philanthropischen Bestrebungen in den Weg stellen würden, und sann auf Wege, diese Schwierigkeiten zu umgehen. Erfolg hatten auch sie nicht.

Entwicklungszusammenarbeit hat es oft mit solchen lokalen Experten zu tun. Sie können die Rolle von Vermittlern zwischen der lokalen Welt und der Welt der Experten einnehmen. Aber sie können eine solche Vermittlung auch dadurch schwieriger machen, daß sie ihre Notwendigkeit verschleiern, indem sie für die Experten die Rolle der lokalen Bevölkerung übernehmen.

3. Die Ziele der Experten

Was ist daraus zu lernen? Auf den ersten Blick scheint die Situation nicht auf die heutige Entwicklungszusammenarbeit übertragbar zu sein. Die Ouessantiner waren mit ihrem Leben zufrieden und hatten im großen und ganzen an dem Leben genug, das sie ohne Entwicklungsprojekte führen konnten. Daß Experten in einer solchen Situation scheitern müssen, liegt nahe. Nur: auch 1861 sahen die Ouessantiner (wie ein Großteil der französischen Landbevölkerung auch) aus Sicht der externen wie der lokalen Experten arm, ungebildet und hilfsbedürftig aus. Von deren Standpunkt aus waren Hilfsmaßnahmen bitter nötig, um die

Insulaner zu einem menschenwürdigeren Leben zu bringen. Wer soll also festlegen, wer unterstützungsbedürftig ist?

Der beste Weg ist offensichtlich, die Zielgruppe selbst sprechen zu lassen. Wenn Menschen vor Ort feststellen, daß sie eine Veränderung wünschen, aber nicht die Möglichkeiten haben, diese Veränderungen durchzuführen, bietet sich ein sinnvolles Betätigungsfeld für Experten. – Was aber, wenn die Armut Menschen die Handlungs- und Artikulationsfähigkeit raubt? Dort sind expertenimplantierte Hilfsprogramme wahrscheinlich ebenso am Platz wie das Sammeln lokalen Wissens mit dem Ziel, es vor Ort zugänglich zu erhalten. Nur scheint mir, als sei diese Situation wesentlich seltener, als Experten das anzunehmen geneigt sind.

In beiden Fällen jedenfalls ist die entscheidende Frage nicht der Zugang zu lokalem Wissen, sondern der Zugang zu Expertenwissen und die Verknüpfung von Expertenwissen, lokalem Wissen und lokalen Zielen. Schon die Entstehung des Begriffes „Lokales Wissen“ ist ein Indiz dafür, daß diese Verknüpfung nicht gelungen ist, sondern daß Experten Zielgruppen definiert und nach Lösungen gesucht haben.

Obwohl die von mir beschriebenen Projekte vor mehreren Generationen durchgeführt worden sind, ist diese Erkenntnis auch heute noch in Projekten aktuell (vgl. etwa Eichborn 2001). Wenn das Zusammenspiel zwischen Zielen und Wissen von Experten und lokaler Bevölkerung ein so altes Problem ist, warum existiert es dann bis heute? Ich sehe drei wesentliche Gründe dafür.

- 1) Die Ziele und Intentionen der Experten sind relativ resistent gegen Erschütterungen. Sie sind unterfüttert mit einem Weltbild, das recht erfolgreich mit hegemonialem Anspruch auftritt; und sie sind verankert in dem persönlichen Wunsch, Gutes zu tun. Allgemeine Wahrheit und persönliche Tugend gehen in den Zielen der Experten eine fruchtbare Symbiose ein und stützen sich gegenseitig. Diese fundamentale Weltsicht hat die Kraft, auch wiederholte Fehlschläge (die ja nur selten schnell als solche zu erkennen sind) entweder als Ausnahmen zu werten oder als Fehlschläge der konkreten Mittel, nicht der grundlegenden Ansätze zu interpretieren.
- 2) Wie auf Ouessant gibt es oft lokale Experten, mit denen externe Experten recht leicht zusammenarbeiten können. Diese Zusammenarbeit verschleiert das Vorhandensein unterschiedlicher Ziele und kann zu einem Interpretationsmuster führen, das die Zielgruppe in „fortschrittliche“, „vernünftige“ oder „tatkraftige“ Individuen einerseits, „rückständige“, „in Vorurteilen befangene“ (oder heute öfter „durch ihre Kultur geprägte“), „passive“ Gruppen andererseits einteilt. Dieses Interpretationsmuster wird heute zweifellos mit größerer Feinheit gehandhabt als von dem französischen Beamten vor hundertvierzig Jahren, dessen Zitat über die Fischer am Anfang dieses Aufsatzes stand. Die Möglichkeit, das Scheitern von Projekten durch Eigenschaften der Zielgruppe zu erklären, immunisiert aber auch heute noch den Standpunkt manche Experten gegen grundsätzliche Kritik.
- 3) Das Zitat vom Anfang führt uns noch zu einem dritten Punkt. Ich zitiere nochmals: „Wir wollen keine großen Boote, die wir doch nicht bedienen könnten; wir können nur mit den Geräten umgehen, die wir besitzen. – Lassen Sie uns alle Fische herausnehmen, die wir in

unseren Netzen fischen, kleine wie große, erlauben Sie uns, die Maschen der Netze kleiner zu machen; mehr verlangen wir nicht.“ Der zweite Teil des Zitats verdient Aufmerksamkeit: die Fischer wollen, um mehr zu verdienen, auch die jungen Fische fangen und verkaufen dürfen. Ihre Ziele sind klar und einleuchtend – nur entsprechen sie nicht mehr der Situation der natürlichen Ressourcen. Brest war im neunzehnten Jahrhundert von einem Marinestützpunkt ohne nennenswerte Zivilbevölkerung zu einer Großstadt geworden; gleichzeitig hatte sich in der Region eine bedeutende Sardinen- und Trockenfischindustrie entwickelt, die ganz Europa mit Fisch belieferte. Dadurch gerieten die küstennahen Gebiete in große Gefahr der Überfischung. Die Regierung versuchte, dieser Gefahr mit neuen Fischereigesetzen entgegenzuwirken. Gerade die Regelungen, die den Zielen der Fischer zuwiderlaufen, dienen so der Nachhaltigkeit ihrer Lebensweise.

Das ist eine typische Situation von Entwicklungshilfe. Auf den Zielen der Experten zu bestehen, hilft der Durchsetzungsfähigkeit des Projektes nichts; auf die Ziele der Experten zu verzichten, kann den Verzicht auf nachhaltige Wirkung bedeuten.¹¹ Nach den beiden schlechten Gründen ist das der erste gute Grund, statt lokaler Ziele die Ziele der Experten zu verfolgen. Nur: um das zu tun, muß man sich über die Differenz im Klaren sein. Man muß wissen, daß die Ziele beider Gruppen sich unterscheiden können und daß man, will man als Experte seine eigenen Ziele durchsetzen, das betreibt, was in früheren Jahrhunderten Volkserziehung hieß. Wenn die Experten das versuchen wollen, kann ihnen nur ein echter Dialog mit der Zielgruppe helfen, in dem sie lokale Ziele und die Ziele der Experten als gleichwertige, möglicherweise konfligierende Interessen wahrnehmen.

Ich hoffe, mit meinen Beispielen illustriert zu haben, daß, wer sich heute um Lokales Wissen in der Entwicklungszusammenarbeit Gedanken macht, in einer langen Tradition des Expertentums steht. Viele der Probleme, mit denen sich Entwicklungsexperten heute im Verhältnis mit ihrer Zielgruppe auseinandersetzen müssen, sind die gleichen geblieben wie zur Zeit der Aufklärung. Ich bin nicht sehr optimistisch, was ihr plötzliches Verschwinden oder ihre dauerhafte Lösung angeht. Sie liegen in einer soziologischen Grundkonstellation begründet, die von machtvollen Realitäten und von nicht minder machtvollen Ideen gestützt wird. Es wäre schon ein großer Schritt, diese Grundkonstellation genauer zu erkennen. Dazu könnte eine Geistesgeschichte der Entwicklungspraxis helfen, die sich nicht damit begnügt, die Anwendung des Entwicklungsgedankens auf die Länder der „Dritten Welt“ zu schildern, sondern die das Konzept der Entwicklung selbst zu seinen Wurzeln in der europäischen Aufklärung zurückverfolgt. Eine solche Geschichte bleibt noch zu schreiben.

¹¹ Beispiele dafür finden sich etwa bei Sillitoe 1998, 225.

Zitierte Literatur:

a) Archivquellen:

Archives Nationales, Paris (AN):

Marine CC/5/268 : Pêche Côtière

Archives Départementales du Finistère, Quimper (ADF):

97 J 1484: Fonds Charles Chassé: Canton d'Ouessant

4 S 344 : Service des Iles 1836-1918

42 U 25 1/ 2: Statistiques Agricoles Ouessant 1851-1939

b) Literatur :

Anonym (1934): Codification des Coutumes et Usages Locaux de caractère agricole en vigueur dans le département du Finistère. Brest : s.n.

Antweiler, Christoph (1995) : Lokales Wissen : Grundlagen, Probleme, Bibliographie. In : *Susan Honerla/ Peter Schröder* (Hrsg.) : Lokales Wissen und Entwicklung. Zur Relevanz kulturspezifischen Wissens für Entwicklungsprozesse. (Sonderband Entwicklungsethnologie), Saarbrücken : Verlag für Entwicklungspolitik: 19-52.

Assier-Andrieu, Louis, ed. (1990) : Une France coutumière. Enquête sur les « Usages Locaux » et leur codification (XIXe-Xxe siècles). Paris : Éditions du CNRS.

Callon, Michel (1986) : Some elements of a sociology of translation : domestication of the scallops and the fishermen of St Brieuc Bay. In : *John Law* (ed.) : Power, Action and Belief. A New Sociology of Knowledge ? (Sociological Review Monographs 32). London : Routledge and Kegan Paul: 196-233.

Eichborn, Sebastian v. (2001) : Lokales Wissen als Chance in der Entwicklungszusammenarbeit (EZ) – Soll alles bleiben wie bisher ? (FU Berlin, Fachbereich Wirtschaftswissenschaft, Fachgebiet Volkswirtschaft des Vorderen Orients, Diskussionspapiere 77). Berlin : Das Arabische Buch.

Ellen, Roy (1998): Comment on Sillitoe. *Current Anthropology* 39: 238.

Hountondji, Paulin (1994) : Introduction. In : *Ders.* (Hrsg.) : Les savoirs indogènes. Pistes pour une recherche. Paris : Karthala: 1-34.

Latour, Bruno (1995): Wir sind nie modern gewesen. Berlin: Akademie Verlag.

Limon, Jean-Michel (1852): Usages et règlements locaux en vigueur dans le département de Finistère. Quimper : Léon.

Guéguen, Joseph (1959): Phare d'Ouessant. Bulletin Paroissial, No. 50. Ouessant: Als Typoskript gedruckt.

Purcell, Trevor W. (1998): Indigenous Knowledge and Applied Anthropology: Questions of Definition and Direction. In: *Human Organization*, Vol. 57: 258-272.

Röth, Gitta (2000): Lokales Wissen im Beratungskontext (Kommunikation und Beratung 39). Weikersheim: Margraf.

- Sablins, Marshall* (1996): The sadness of sweetness: The native anthropology of Western cosmology. In: *Current Anthropology* 37: 395-428.
- Sillitoe, Paul* (1998): The Development of Indigenous Knowledge. A New Applied Anthropology. In: *Current Anthropology* 39: 223-252.
- Thirsk, Joan* (1988): *Economic Policy and Projects: The development of a consumer society in early modern England*. Oxford: Clarendon Press.
- Tillmann, Hermann J.* (1995): People's Knowledge und nachhaltige Entwicklung ,von unten'. In : Susan Honerla/ Peter Schröder (Hrsg.) : *Lokales Wissen und Entwicklung. Zur Relevanz kulturspezifischen Wissens für Entwicklungsprozesse*. (Sonderband *Entwicklungsethnologie*), Saarbrücken : Verlag für Entwicklungspolitik: 75-98.

Zusammenfassung:

Für die theoretische Beurteilung heutiger Entwicklungszusammenarbeit kann es hilfreich sein, stärker als bisher Wurzeln des Entwicklungsgedankens in der europäischen Geschichte zu betrachten. Der vorliegende Artikel analysiert zwei Entwicklungsprojekte auf einer bretonischen Insel in Westfrankreich (eines von 1861, das andere von 1959) im Hinblick auf die Rolle, die lokales Wissen für sie gespielt hat. Es zeigt sich, daß trotz vorbildlicher Berücksichtigung lokalen Wissens durch die Experten die Projekte an unterschiedlichen Zielsetzungen der Beteiligten scheiterten. Die lokale Bevölkerung suchte Expertenwissen, um ihre lokalen Ziele zu verwirklichen; die Experten suchten lokales Wissen, um ihre Expertenziele durchzusetzen. Dieser Zielkonflikt wurde auch deshalb nie offen ausgetragen, weil er sich für die Beteiligten nicht als Konflikt zwischen Zielen, sondern als Konflikt zwischen Lebensformen und Kulturen darstellte. Eine ähnliche Konstellation tritt in heutigen Entwicklungsprojekten häufig auf. Sie zu überwinden, setzt auf der Seite der Experten zunächst voraus, sich über die eigenen Ziele klar zu werden und sie ehrlich zu propagieren, anstatt den Zielkonflikt lediglich durch die Einbeziehung lokalen Wissens zu verschleiern.

Summary

To take a closer look than usual on the roots of the concept of development in European history may help to understand today's co-operation projects. This article is an analysis of two development projects on an island in Brittany, Western France, dating from 1861 and 1959. Its main focus is on the integration of local knowledge into the projects. They failed to reach their aims, even though local knowledge was taken into account by the experts. This is due to differing aims of the people involved into them. Locals were looking for expert knowledge in order to reach local aims; experts were looking for local knowledge in order to reach their expert aims. This conflict was never openly discussed, partly because it did not appear as a conflict about aims to the people involved, but as one between different cultures and ways of life. Similar constellations are quite common in today's development projects. If experts want to overcome them, they will have to make explicit their own goals, for themselves as well as for the locals, instead of merely veiling them by integrating local knowledge.